

John Holloway

## **Zorn und Freude: Mehr als eine Antwort auf Joachim Hirsch**

### I

*Schrei! Zürne! Brich!* – Warum mache ich dies immer zum Ausgangspunkt? Nicht (nur) wegen des Effekts, sondern weil es der Ausgangspunkt allen linken Denkens ist: die wütende Ablehnung der uns umgebenden Welt. Die Möglichkeit einer anderen Welt wird nicht zuvörderst aus rationalem Denken entstehen, sondern aus den Wellen des Zorns, die durch die Welt fließen, mal hier, mal dort brechend.

Der Zorn hat eine rationale Grundlage. Der Kapitalismus ist für die Menschheit eine Katastrophe. Er hält uns in einer Dynamik der Ausbeutung, des Todes und der Zerstörung gefangen. Die treibende Kraft ist menschliche kreative Macht, aber die Form, in der diese Macht existiert, als Kapital, kanalisiert sie in eine Dynamik, die weder von uns noch von irgendjemand anderem gesteuert wird. Unsere Stärke ist die Gesellschaftlichkeit, unsere Beziehungen zu anderen Menschen. Aber der Umstand, dass diese Gesellschaftlichkeit in der Form des Geldes existiert, treibt sie auf einem Pfad der Zerstörung und, möglicherweise, der menschlichen Selbstvernichtung voran. Die einzige wissenschaftliche Frage, die noch bleibt, ist, wie wir die tödliche, zerstörerische Dynamik des Kapitals brechen können.

Brich! ist der Ausgangspunkt meines neuen Buchs (*Kapitalismus aufbrechen*, Münster 2010). Es ist ein Ausdruck persönlicher und gesellschaftlicher Ungeduld und der Versuch, das Paar »zukünftige Revolution« entzwei zu brechen. »Zukünftige Revolution« ist eine leere Versprechung, ein Opium, eine Religion, ein Scheitern. Der Schrei nach »Revolution hier und jetzt« ertönt zunehmend als Ruf der antikapitalistischen Bewegung. Aber ergibt er überhaupt einen Sinn? Gibt es eine Weise, in der wir uns den antikapitalistischen Kampf nicht nur als Kampf im-und-gegen das Kapital vorstellen können, sondern als Kampf im-gegen-und-jenseits des Kapitals? Können wir das Kapital punktuell verletzen, Löcher in es reißen und daran weiterreißen, bis es als beherrschende Form gesellschaftlichen Zusammenhalts zerstört ist?

In gewisser Weise konstatiert das Buch nur Offensichtliches. Gedacht werden kann die Revolution nur als etwas, das in den Zwischenräumen stattfindet. Kaum vorstellbar ist, dass es überall gleichzeitig auf der Welt zur Revolution kommt. Deshalb kann die Revolution nur ein Prozess sein, der Stücke aus dem Kapitalismus herausbricht, ein Prozess der Transformation in den Zwischenräumen. Im 20. Jahrhundert herrschte die tragische Auffassung vor, dass die relevanten Zwischenräume von Staaten gebildet werden. Der Staat wurde häufig als die ganze Gesellschaft umfassend begriffen. Dies gilt auch für Trotzki und seine Anhänger. In ihrer Gegnerschaft zu Stalins »Sozialismus in einem Land« hatten sie jedoch wenigstens Recht, die Revolution als eine in den Zwischenräumen stattfindende Weltrevolution, eine

wiederholte punktuelle Verletzung der Struktur des Kapitalismus, die nacheinander erfolgende Erschaffung antikapitalistischer Räume an verschiedenen Orten, ein fortschreitendes Zerbrechen des kapitalistischen Systems gesellschaftlicher Kohäsion zu begreifen.

Die auf den Staat konzentrierten Revolutionen schlugen fehl mit ihrem Versuch, den Kapitalismus zu zerstören. Die großen Brüche im kapitalistischen System wurden in eine Organisationsform kanalisiert, die die Revolutionäre von ihrer eigenen Revolution ausschloss und die es ermöglichte, die von ihnen erschaffenen klaffenden Spalten wieder in das Gewebe der kapitalistischen Kohäsion einzugliedern. Gegenwärtig kommt es zur Trennung des antikapitalistischen Zwischenraums von der Staatsform. Diese Loslösung vom Staat bedeutet aber auch, sich ohne die alten Sicherheiten revolutionären Denkens bewegen zu müssen. Sie erzwingt ein Überdenken der Bedeutung der Revolution.

Im Zentrum der Risse steht kein instrumentelles Projekt eines großen Staatsrisses (ein sozialistischer Staat), sondern vielmehr das Bestreben, hier und jetzt Räume oder Momente der Verweigerung-und-Erschaffung zu bilden, in denen unsere Beziehungen und Verhaltensweisen sich über das Kapital hinausbewegen. Diese Risse gibt es überall, sie sind integraler Bestandteil unseres täglichen Kampfes, Menschen zu sein. Die Welt ist voll von solchen Rissen. Es ist offensichtlich, dass diese Risse immer widersprüchlich sind und immensem Druck unterliegen, der sie tendenziell zurück ins System saugt. Nichtsdestotrotz eröffnen sie durch ihre widersprüchliche und instabile Bewegung eine neue Anti-Grammatik der Revolution, eine neue Form des Denkens über radikalen gesellschaftlichen Wandel.

Die zentrale Argumentation des Buches ist, dass der Schlüssel zum Verständnis dieser Neuorientierung in der Krise abstrakter oder entfremdeter Arbeit zu suchen ist. Der Kapitalismus wird durch eine enge Bindung zwischen dem Wesen menschlicher Aktivität und der herrschenden Form gesellschaftlicher Kohäsion, dem Geld, konstituiert. Anders ausgedrückt, der Kapitalismus basiert auf der sich gegenseitig konstituierenden Interaktion von Geld und abstrakter Arbeit. Diese Verbindung befindet sich in der Krise, was sich in dem Hervorspriessen der vielfältigen Formen von Aktivitäten zeigt, die versuchen, sich von dem bestimmenden gesellschaftlichen Nexus des Geldes zu befreien: hierin liegt das Wesen der Risse. Der Bruch der Bindung zwischen dem Geld und menschlicher Aktivität stellt gleichzeitig auch den Bruch mit einer ganzen Auffassungs- und Denkweise der Welt dar, die aus dieser Bindung entsteht. Ein wichtiger Aspekt ist dabei die Transformation des Begriffs der Zeit und die Wahrnehmung, dass Revolution nicht bedeutet, den Kapitalismus abzuschaffen, sondern aufzuhören, ihn zu *erschaffen*: Revolution hier und jetzt.

Die Entkopplung der Revolution der Zwischenräume von der Staatsform wirft uns in eine Welt praktischer und theoretischer Schwierigkeiten, die in dem Buch nicht durch Vorgaben beantwortet, sondern ausgelotet werden. Es ist auch ein Setzen auf einen theoretischen Ansatz, ein Partei-ergreifen. Ungeachtet aller Schwierigkeiten sehe ich keine Möglichkeit, die Revolution anders denn als Erschaffung, Ausdehnung, Vermehrung und Zusammenfließen dieser Risse zu begreifen.

## II

Von Joachim Hirsch kritisiert zu werden<sup>1</sup>, ist immer eine Ehre und Freude. Eine Ehre, denn über den kapitalistischen Staat nachzudenken, lernte ich auf seinen Knien sitzend – bis er irgendwann seine Knie bewegte und ich rastlos wurde. Eine Freude, weil er sich immer so wunderbar klar ausdrückt. Falsch vielleicht, aber klar. Seine Kritik ermöglicht es, die Debatte voranzutreiben. Ich will zwei Punkte herausgreifen: die Frage nach dem Engagement in Institutionen und die Verwundbarkeit der Risse.

Die Institutionalisierung ist vielleicht die zentrale Frage, die uns trennt. Joachims Konzept des »radikalen Reformismus« verlangt »nicht nur spontane Rebellion, sondern auch institutionelle Politik« (236). Die uns trennende Frage verdeutlicht dieser Abschnitt: »Gerade die von Holloway selbst als Krise der Lohnarbeit diagnostizierten Veränderungen werfen die Frage auf, ob es ausreicht, diese zu verweigern, und ob nicht ganz neue, umfassend organisierte Bedingungen für die Gewährleistung materieller Existenz geschaffen werden müssten. Zur Debatte stehen also die öffentliche Steuer- und Ausgabenpolitik und die damit verbundenen Veränderungen der administrativen Apparatur. Es ist jedenfalls ein Problem, wenn die Kritik des bürgerlichen Staates zu einem Verzicht auf institutionelle Politik überhaupt führt.« (235f)

Er hat Recht, wenn er sagt, dass für mich die Krise abstrakter Arbeit das kennzeichnende Merkmal der Gegenwart ist (dieses schließt Lohnarbeit ein, ist aber nicht darauf begrenzt). Er geht aber vollkommen fehl, wenn er behauptet, dass ich es als ausreichend ansehe, »diese zu verweigern«. Ich verstehe die Risse als Räume der Verweigerung-und-Erschaffung, die Emanzipation des Tuns von abstrakter Arbeit, ausgerichtet auf den Aufbau einer alternativen Gesellschaftlichkeit. Das bedeutet, dass die Risse auf die Erschaffung »ganz neue[r] [...] Bedingungen für die Gewährleistung materieller Existenz« abzielen. Ich stimme mit ihm nicht überein, dass diese »umfassend organisiert« sein müssen, weil ich nicht denke, dass dies nötig ist, und ich nicht weiß, welche Instanz dazu in der Lage wäre (ein Weltstaat?).

Übereinstimmung scheint zwischen uns zu herrschen, dass wir hier und jetzt neue Wege der Sicherstellung der menschlichen materiellen Existenz erschaffen müssen. Mir ist jedoch schleierhaft, wie Änderungen in der Steuer- und Ausgabenpolitik zur Erschaffung einer nicht auf Lohnarbeit gründenden Gesellschaft führen mögen. Ein angemessenes Grundeinkommen für alle, ungeachtet dessen, ob wir unsere Arbeitskraft auf dem Markt verkaufen oder nicht, könnte ein Schritt in diese Richtung sein. Allerdings griffe es die Grundlagen der Kapitalakkumulation an; und wie wir gerade aus Joachims frühen Werken wissen, kann der Staat diesen Schritt nicht gehen, da es sich bei ihm um eine besondere Form des Kapitalverhältnisses handelt und seine Existenz von der Förderung der Akkumulation abhängt. Darüber hinaus besteht das Problem, dass jeder Versuch, Veränderungen durch Steuer- und Ausgabenpolitik zu bewirken, das Geld zum Zentrum macht. Es ist schwer nachzuvollziehen, wie

---

1 Joachim Hirsch, »Kapitalismus aufbrechen« – aber wie?, in: *Das Argument* 291, 53. Jg., 2011, H. 2, 231-36. Seitenangaben beziehen sich auf diesen Text.

die Abschaffung der Lohnarbeit (und allgemeiner, der abstrakten Arbeit) durch das Mittel des Geldes verwirklicht werden soll, wenn Geld und abstrakte Arbeit so eng miteinander verknüpft sind. Fokussieren wir derart auf die Steuer- und Ausgabenpolitik, kanalisiert das unsere Kämpfe in eine Zukunft, die wahrscheinlich niemals kommen wird, zumindest nicht im Sinne neuer Wege der Sicherstellung der materiellen Existenz, die mit der Logik abstrakter Arbeit brechen. Sicherlich lassen sich so vernünftige Reformen verwirklichen, die das Leben der Menschen verbessern. Die große Gefahr institutioneller Politik besteht jedoch darin, dass sie uns in eine Welt hineinzieht, in der es sehr schwierig ist, das radikale Ziel der Schaffung einer Alternative zu abstrakter Arbeit auch nur zu erwähnen. Der Realismus des radikalen Reformismus macht auf mich einen sehr unrealistischen Eindruck.

Sich auf die Risse, auf die Brüche in den Zwischenräumen zu konzentrieren, mag romantisch und unrealistisch erscheinen. Tatsächlich ist es jedoch viel fester in der gegenwärtigen Praxis verankert. Es gibt bereits eine beständige Revolte gegen die abstrakte Arbeit, die im Zentrum unseres persönlichen und gesellschaftlichen Lebens steht – oder besser, eine riesige Vielzahl von Revolten gegen abstrakte Arbeit. Wir wissen nicht, wie das Zusammenfließen dieser vielfältigen Revolten erreicht werden kann (oder ob es tatsächlich überhaupt irgendein bewusstes Handeln geben kann, das dieses Zusammenfließen erreichen kann), aber die Existenz dieser vielfältigen, in den Zwischenräumen stattfindenden Verweigerungen-und-Erschaffungen gibt der Vorstellung von radikalem gesellschaftlichen Wandel eine viel realistischere Basis als die von Joachim vorgeschlagene Steuer- und Ausgabenpolitik. Deshalb schlage ich vor, dass wir unser Denken und unsere Praxis nicht auf institutionelle Politik konzentrieren, sondern auf die Anerkennung, die Erschaffung, die Ausdehnung, die Vermehrung und das Zusammenfließen dieser Risse.

Joachim lenkt die Aufmerksamkeit auf die Formulierung »in-und-gegen-den-Staat«, die mit meinem Namen assoziiert war. Ich ziehe es jetzt vor, nicht nur von »in-und-gegen« zu sprechen, sondern von »in-gegen-und-jenseits« des Kapitals (oder des kapitalistischen Staates). Damit beziehe ich mich auf die Bedeutung der Einheit von Kämpfen in, gegen und jenseits des Systems, in der verschiedene Kampfformen als Teil derselben Bewegung verstanden werden. Gleichzeitig wissen wir, dass es innerhalb dieser Bewegung unvermeidbare Spannungen und persönliche Vorlieben gibt. Anders ausgedrückt, sollen Joachim und seine Freunde sich auf die Steuer- und Ausgabenpolitik konzentrieren (wenn es ihnen Spaß macht), soll der »Schwarze Block« Steine gegen die Polizei schmeißen (wenn das ihre Vorliebe ist) und sollen andere sich auf die Erschaffung radikal neuer Wege, Sachen zu tun, konzentrieren (durch Fabrikbesetzungen, autonome, nichtkapitalistische landwirtschaftliche Netzwerke oder was auch immer). Eine Bewegung der Bewegungen, innerhalb derer wir unsere Diskussionen führen, an unseren Widersprüchen arbeiten, aber in der niemand über den Luxus verfügt, die einzig wahre Richtung zu kennen. Innerhalb dieses Aufwallens des In-gegen-und-jenseits schlage ich jedoch vor, dass es das »jenseits« ist, die Risse, die am wichtigsten für die Horizontenerweiterung und embryonalen Praxen einer radikal anderen Welt sind.

Deshalb trete ich nicht, wie Joachim Hirsch suggeriert, für den »Verzicht auf institutionelle Politik überhaupt« ein. Sie mag unter bestimmten Umständen Sinn ergeben. Trotzdem muss uns klar sein, dass die Institutionen nicht neutral sind, dass sie ein Prozess der Institutionalisierung sind, der unsere Kämpfe in Organisationsformen hineinzieht, die sie mit der Reproduktion des Kapitals kompatibel machen. Bei jeder Form des Engagements in den Institutionen muss zuvörderst nicht nur die Frage nach den besonderen Zielen, die damit erreicht werden sollen, erörtert werden, sondern auch, wie die organisatorische Zersplitterung und Entmobilisierung, denen die Institutionen Vorschub leisten, vermieden werden können.

Es ist offensichtlich, dass innerhalb des Spektrums des In-gegen-und-jenseits die Wahl der uns inspirierenden Autoren von dem von uns bevorzugten Schwerpunkt abhängt. Joachim bezieht sich für seinen institutionellen Weg auf Gramsci, Foucault und insbesondere Poulantzas. Wenn er nahelegt, dass ich mich auf eine eingeschränkte Lesart von Marx beziehe, verhält er sich unaufrichtig. Meine Referenzpunkte bilden diejenigen Autoren, die die engen Grenzen der Institutionalität durchbrechen, wie Bloch, Adorno, Marcuse, Agnoli oder Vaneigem mit ihren Themen des Noch-Nicht, der Nichtidentität, des negativen Denkens, der Subversion und des Lebens im Gegensatz zum bloßen Überleben.

### III

Die zweite Frage ist die nach der Verwundbarkeit oder tatsächlich der Funktionalität der Kämpfe der Zwischenräume für das Kapital. Joachim hebt hervor, dass der Aufbau anscheinend autonomer Räume oder die Entwicklung von Aktivitäten, in denen eher der Gebrauchswert als der Wert im Vordergrund steht, sich als komplementär zur Reproduktion kapitalistischer gesellschaftlicher Verhältnisse erweisen können: »Das selbstbestimmte Kuchenbacken für Freunde ist auch eine Voraussetzung für die Reproduktion der Lohnarbeit und für die Schaffung nicht unmittelbar vom Kapitalverhältnis bestimmter sozialer Beziehungen, ohne die auch eine kapitalistische Gesellschaft nicht existieren könnte. Auch hier handelt es sich nicht um einen absoluten Gegensatz, sondern um ein Komplementär- und Widerspruchsverhältnis zugleich.« (233) Er hat damit zweifelsohne recht, löst aber das Problem nicht.

Jeder gegen den Kapitalismus gerichteten Aktivität wohnt inne, dass sie der Reproduktion der von ihr abgelehnten kapitalistischen gesellschaftlichen Verhältnisse dienen kann. Das eklatanteste Beispiel ist die Russische Revolution, für die Tausende ihr Leben gaben, um mit dem Kapitalismus zu brechen. Sie gehört wahrscheinlich zu den historischen Ereignissen, die am stärksten die Reproduktion des Kapitalismus gestützt haben. Dasselbe trifft praktisch auch auf die Chinesische Revolution zu oder den Steine schmeißenden und Fenster zertrümmernden »Schwarzen Block«. Und wie sollen wir das von Joachim favorisierte institutionelle Engagement beurteilen? Das institutionelle Engagement der radikalen reformistischen Linken hat uns immer wieder gezeigt, welch wichtigen Beitrag es für die Reproduktion des Kapitals leistet. Selbstverständlich sind die »Risse« keine Garantie für revolutionäre Authentizität.

Joachim hat Recht, wenn er hervorhebt, dass Räume der Selbstorganisation, die ihre Autonomie erklären, häufig wieder in das kapitalistische System integriert werden oder gar noch von Neoliberalen als Form, in der die Unzufriedenheit kontrolliert werden kann, gefördert werden.

Wie können wir folglich vermeiden, dass unsere Kämpfe wieder in den Fluss des Kapitals integriert werden? Es gibt dafür keine Garantie und schon gar keine Rezepte, und doch gibt es bestimmte Prinzipien, die uns helfen können, Kurs zu halten. Wir können beispielsweise eindeutig zum Ausdruck bringen, dass der Kapitalismus eine Katastrophe für die Menschheit ist und wir nicht nur für bestimmte Veränderungen kämpfen, sondern für einen radikalen Bruch mit dem Kapitalismus als Form gesellschaftlicher Organisation. Wir können eine Flagge mit dem Aufdruck NEIN, ¡Ya basta!, Verweigerung (tatsächlich oder metaphorisch gesprochen, aber offen sichtbar für alle) hissen. Die Frage der Symmetrie ist ebenfalls von zentraler Bedeutung: Wenn das Kapital eine Form der Organisation ist, eine Art und Weise, Sachen zu tun, dann müssen wir uns bewusst sein, wie wichtig es ist, asymmetrische Organisationsformen zu entwickeln und aufrecht zu erhalten, die für die kapitalistischen Strukturen untauglich sind. Ein drittes Prinzip stellt sicher die Bewegung, das Laufen der Risse dar: die Wiedereingliederung in den kapitalistischen Fluss erfordert jeweils ein Eindämmen, eine Stabilisierung unseres Protestes: möglicherweise lässt sich dem am besten widerstehen, indem wir in Begriffen ständiger Bewegung denken. Das Kapital ist uns ständig auf den Fersen, aber wir müssen uns schneller bewegen. Diese und viele andere Prinzipien werden von den vielen unterschiedlichen Bewegungen in ihren alltäglichen Kämpfen und Kontakten mit dem System praktisch entwickelt. Für mich ist es sehr schwer zu verstehen, wie sie sich mit dem von Joachim bevorzugten Pfad des institutionellen Engagements versöhnen lassen.

Die Stärke der Risse und ihre Fähigkeit, der Wiedereingliederung in den Fluss kapitalistischer Herrschaft zu widerstehen, wird in großem Maße von ihrem Zusammenfließen abhängen. So haben zum Beispiel die im Zusammenhang mit dem argentinischen Aufstand von 2001/02 stattgefundenen Fabrikbesetzungen eine besondere Stärke und Bedeutung erlangt. Dieses Zusammenfließen ist jedoch schwer vorherzusagen und viel schwieriger zu organisieren. Es hilft wahrscheinlich nicht, dabei an Institutionen zu denken: Institutionen entfachen kein Feuer und verbreiten tun sie es erst recht nicht. Das Weltsozialforum beispielsweise ist möglicherweise ein nützliches Ergebnis der globalisierungskritischen Bewegung. Obgleich es aber hilfreich sein mag für das Weben von Kontakten und Kommunikationslinien, ist es unwahrscheinlich, dass es sich als wirkliche Kraft für das Zusammenfließen von Bewegungen erweisen wird. Anstatt in Begriffen der Institutionalität ist es wahrscheinlich besser, in Begriffen der Resonanz, des Wiederhalls, der Ereignisse oder Erfahrungen zu denken, die Sympathiewellen hervorrufen und Menschen erlauben, die Gemeinsamkeiten zwischen ihren unterschiedlichen Kämpfen zu erkennen. Wir können die Zunahme dieser Resonanzen fördern, aber es gibt wahrscheinlich nur wenig, was wir tun können, um sie zu erschaffen.

#### IV

Joachim hält mir abschließend vor, dass die Art und Weise, in der ich vorschlage, über die Revolution nachzudenken, ein irgendwie leichter Weg sei, dass ich faul eine radikale Alternative präsentierte, »ohne [m]ich allerdings wirklich mit den Mühen des Weges dahin und den dabei auftretenden Schwierigkeiten und Widersprüchen zu befassen« (236). Ich hoffe, dass aus meiner Antwort (und aus meinem Buch) hervorgeht, dass dies nicht zutrifft.

Ich argumentiere folgendermaßen: 1. Die Revolution, das radikale Brechen der Dynamik des Kapitals, ist heute dringlicher denn je. 2. Wir wissen nicht genau, was die Revolution ausmacht; aber sowohl historische Erfahrung als auch Reflexion deuten daraufhin, dass sie nicht durch staatliches Handeln herbeigeführt werden kann. 3. Angesichts dieser Tatsachen müssen wir die Frage nach der Revolution neu stellen und darüber nachdenken, wie die weit verbreitete Ablehnung des herrschenden gesellschaftlichen Systems zu radikaler Veränderung führen kann. Wir kennen die Antwort nicht, müssen aber wenigstens die Frage stellen. Jede theoretische Arbeit erfordert einen Einsatz, ein Setzen auf etwas, einen Prozess, in dem man sagt, »dies ist der Weg, den wir verfolgen sollten, hieran sollten wir arbeiten«. Bei *Kapitalismus aufbrechen* besteht der Einsatz darin, dass wir mit der gegen den Kapitalismus gerichteten Schaffung von Rissen, von Räumen der Verweigerung-und-Erschaffung fortschreiten müssen. Dabei gibt es eben genau deshalb weder theoretisch noch praktisch einfache Lösungen, weil wir versuchen, neue, nach vorne weisende Wege zu gestalten, nachdem wir beschlossen haben, den alten Wegen, die nirgendwohin führen, nicht länger zu folgen.

Aus dem Englischen von Lars Stubbe